

Leo Tolstoi, der irrende Christ : zum 100. Geburtstag des Dichters (am 9. September)

Autor(en): **Hayek, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

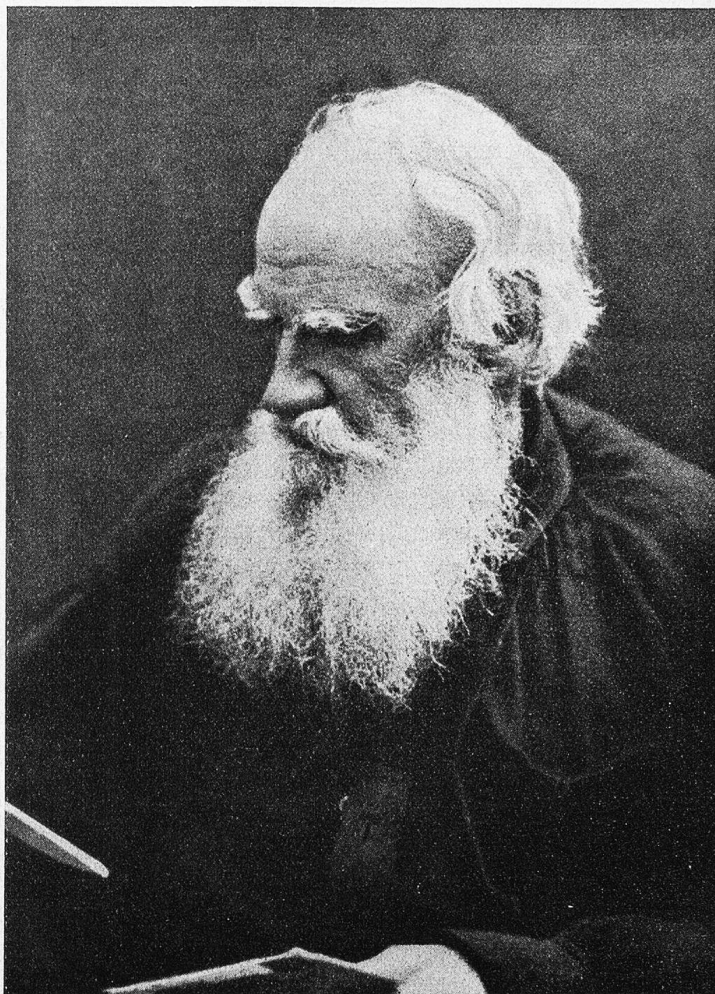
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leo Tolstoi, der irrende Christ.

Zum 100. Geburtstag des Dichters (am 9. September).

Von Max Hayek.

Ein großer Künstler, der größten einer aller Zeiten, entsagt seiner Kunst, verleugnet sein dichterisches Genie, läßt es brach liegen und verkümmern — und erhebt seine gewaltige, weltweit gehörte Stimme, um sein Volk, um die Menschheit zu warnen, anzuklagen und vom sicheren Verderben zu retten. Er, der Offizier, der Kavaliere von einst, der alle Laster und Sünden des Weltlebens kennengelernt hat, er, der hochgeborene Graf, trägt, alt geworden, den Bauernkittel, lebt mit dem Landvolk, lebt wie das Landvolk, führt den Pflug, ißt Hafergrütze und will so jenen einfältigen, gottgefälligen Gerechten verwirklichen, wie er ihn in den Evangelien vorgezeichnet zu finden glaubt. Ja, er will ein gehorsamer Jünger und ein eifriger Verkünder der Botschaft werden, ein guter Christ, auf den Gott mit Wohlgefallen blickt. Arm will er sein und schlicht, anspruchslos, demütig, dienstbereit, ohne Begier, ohne weltliche Ehre und Ansehen. Er will ernst machen mit dem Christentum, er will es von der Wurzel aus leben, von der ersten Quelle her. Er will kein Kirchenchrist sein, kein Mensch, der dem „Fürsten der Welt“, der sogenannten „Kultur“, dem „Fortschritt“ dienstbar ist, er will Ur-Christ sein, Asket, ein Rufer in der Wüste der Entartung, ein nachgeborener Johannes. Aber es gelingt ihm nicht. Er muß immer wieder schmerzhaft erkennen, daß das Beispiel Christi unerreichbar ist, daß er hinter der vollendeten Erscheinung des Menschensohnes zurückbleiben muß in Irrtum und fehlervoller Unzulänglichkeit, im Labyrinth eigensüchtiger Wünsche, in erbärmlicher Allzumenschlichkeit und Selbstsucht. „Ich bin kein Heiliger und habe mich nie dafür ausgegeben: ich bin ein Mensch, der sich hinreißen läßt und zuweilen oder vielmehr immer nicht das spricht, was er denkt und fühlt, und zwar nicht deshalb, weil er es nicht tun will, sondern weil er es nicht kann, weil ich häufig übertreibe oder irre. Mit meinem Tun steht es



Leo Tolstoi.

noch übler. Ich bin ein durchaus schwacher Mensch mit lasterhaften Angewohnheiten, der dem Gott der Wahrheit dienen will, der aber beständig strauchelt. Hält man mich für einen Menschen, der nicht irren kann, so erscheint jeder meiner Fehler wie eine Lüge oder Heuchelei. Hält man mich aber für einen schwachen Menschen, so erscheint die Nichtübereinstimmung meiner Worte und Handlungen als ein Zeichen der Schwäche, nicht aber der Lüge und Heuchelei. Und dann erscheine ich tatsächlich als der, der ich wirklich bin: als ein erbärmlicher aber aufrichtiger Mensch, der stets von ganzer Seele wünschte und wünscht, ein durchaus guter Mensch, das heißt, ein guter Diener Gottes zu sein.“ So äußert er sich über seinen persönlichen

Charakter und Wert, über sein Wünschen und Wollen, und einem Studenten, der ihn auffordert, mit aller Halbheit zu brechen, dem Grafentitel zu entsagen, seine Habe unter die Verwandten und Armen zu verteilen und ohne Kopfe von Stadt zu Stadt zu ziehen, antwortet er:

Jasnaja Poljana, 17. Februar 1910.

„Ihr Brief hat mich tief bewegt. Das, was Sie mir raten, ist mein unabänderliches Ideal; aber bis jetzt konnte ich das nicht tun. Dafür bestehen viele Gründe, aber bei weitem nicht der, daß ich mich selbst schonen wollte. Der Hauptgrund liegt darin, daß man das unter keinen Umständen in der Absicht tun darf, auf andere zu wirken. Das liegt nicht in unserer Macht und darf nicht die Richtschnur unserer Tätigkeit sein. Man kann und darf das erst dann tun, wenn es nicht zur Erreichung phantastischer äußerer Ziele, sondern zur Befriedigung des inneren Seelendranges unumgänglich notwendig wird, wenn es moralisch so unmöglich wird, in den bisher bestehenden Verhältnissen zu verbleiben, wie es physisch unmöglich ist, ohne Atem zu husten. Diesem Zustande bin ich nahe und komme ihm von Tag zu Tag näher.“

Das, wozu Sie mir raten — meiner gesellschaftlichen Stellung zu entsagen, mein Vermögen unter jene zu verteilen, die nach meinem Tode Anspruch darauf zu haben glauben — das habe ich schon vor fünfundsanzig Jahren getan. Aber das eine, daß ich mit meiner Familie, mit Frau und Tochter, in schimpflichem Luxus lebe, während mich die Armut umgibt, das quält mich unaufhörlich und immer mehr und mehr. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht daran denke, Ihren Rat zu erfüllen.

Ich danke Ihnen vielmals für Ihren Brief. Von meinem vorliegenden Brief werde ich nur einen einzigen Menschen in Kenntnis setzen. Ebenso bitte ich auch Sie, ihn niemand zu zeigen.
Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.“

Er konnte nicht anders. Keiner, der Christus nachahmen will, kann anders. Denn Christus kann man nicht n a c h a h m e n, Christus kann man nur n a c h f o l g e n. Dieser Unterschied, der Unterschied zwischen N a c h a h m u n g und N a c h f o l g e, war dem großen Dichter nicht aufgegangen — und darum blieb er als Christ ein Irrender, ein gutwilliger Theoretiker, dem die Praxis immerfort widersprach, darum blieb sein Christentum — bei aller Großartigkeit sei-

ner geschriebenen Dokumente, in Wahrheit eine tragische Farce.

Johannes Müller, dem es um die N a c h f o l g e Christi geht, um persönliche Verwirklichung des Beispiels durch rückhaltlosen Dienst am Leben, Johannes Müller nannte Tolstoi eine alttestamentarische Erscheinung, der buddhistische Elemente eigentümlich waren. Das Alte Testament ist das Buch der Erkenntnis und der eigenwilligen Kraft, die Gott zwingen zu können glaubt. Der Buddhismus ist der anarchistische Versuch, diese Welt aufzuheben und das Nichts herbeizuführen. Das Neue Testament aber ist das Buch der Liebe, das Buch der Gnade, und es stehen die Worte in ihm: „Kein Mensch kann sich etwas nehmen, es wird ihm denn gegeben.“ Es ist das Buch der Ergebung des menschlichen Willens in den Willen Gottes, und ein wahrer Christ kann darum nur sein, wer die Nachfolge Christi verlebendigt als Vollzugsorgan jener göttlichen Weisheit, die denen, die Ohren haben zu hören, sich deutlich genug verkündigt. Man kann aber auch nur ein wahrer Christ sein aus Gnade und niemals aus der Gewalt des Eigenwillens. Das Göttliche an der Erscheinung Christi ist ja gerade die naive Sicherheit, mit der er das Leben in seiner Tiefe erkennt und aus seiner Tiefe lebt und deutet, in seiner Verwobenheit, in seinem Einssein mit dem „Vater im Himmel“. Da ist nirgends ein Krampf, nirgends eine Unruhe, nirgends ein Mißtrauen gegen sich selbst, nirgends eine Selbstanklage. Mit erhabener, wahrhaft göttlicher Ruhe wandelt der Menschensohn seinen Weg, der ein Leidensweg wird aus dem Gehorsam gegen die innere Stimme, gegen das innere Licht, gegen das Vaterlicht, das nicht von dieser Welt ist und darum stärker ist als diese Welt. Es ist das offenbare Geheimnis Christi, in dieser Welt zu leben und sich als Gesandten einer anderen Welt zu fühlen und dieser anderen Welt hier die Treue zu halten bis zum Kreuzestod. Wir ändern, die wir dieses höchste Beispiel eines Menschen anstaunen und ihn ob dieser Treue zum Gottmenschen e r h e b e n, wir anderen entbehren dieser Sicherheit. An uns hat die „Welt“, d i e s e W e l t, zu viel Anteil. So sind wir „sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen“, Sündige, Strauchelnde, Fehlende, Irrende — wie Tolstoi es war, der uns den wahren Christen vorleben wollte, ohne ihn uns wahrhaft vorleben zu können.

Aus seinen Schriften zwar leuchtet oft in wunderbar ergreifender Herrlichkeit der Geist des Neuen Testaments. Niemals ist in einfachen „Volkserzählungen“ das Licht der Evangelien rührender und überredender verkündigt worden als in den Volkserzählungen Tolstoi's. Hier schimmert das Licht der göttlichen Liebe aus den Gestalten und Begehnissen mit friedevoller, allen Streit und Wahn der Menschenbrust lösender Kraft, wie das heilige Licht der Sonne durch farbige Fenster schimmert. Hier sind Dokumente einer gottweisen Frömmigkeit

und Tiefe der Erkenntnis zu finden, die in den Literaturen aller Völker ohnegleichen sind. Hier schenkte der hochbegnadete Dichter und Künstler Tolstoi der Menschheit Unvergessliches.

Nun, abgeschieden in andere Reiche des Seins und dort dem ewigen Lichte näher, mag seine edle große Seele die Wahrheit schauen, von der sie hier Zeugnis ablegen wollte. Der Ruf, den sie einst über die Erde schallen ließ, ist nicht verhallt. Der Geist blieb lebendig, wenn auch der Buchstabe sterben mußte.

Gott sieht die Wahrheit, aber sagt sie nicht sogleich.

Von Leo Tolstoi.

In der Stadt Wladimir lebte ein junger Kaufmann Aleksjonow. Er besaß zwei Kaufläden und ein Haus. Aleksjonow war von Person blondlockig, hübsch, ein lustiger Bursch und ein Liedersänger. Von klein auf hatte Aleksjonow viel getrunken, und wenn er angetrunken war, suchte er Händel. Seitdem er aber verheiratet war, hatte er das Trinken aufgegeben, und es kam nur noch selten bei ihm vor.

Eines Sommers wollte Aleksjonow nach Nischnij zur Messe. Als er sich von seiner Familie verabschiedete, sagte seine Frau zu ihm:

Swan Dmitrijewitsch, fahr heut nicht; ich habe einen bösen Traum von dir gehabt.

Aleksjonow lachte und meinte:

Du fürchtest wohl, ich könnte auf der Messe zu trinken anfangen?

Sein Weib antwortete:

Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte; aber ich habe so Schlimmes im Traum gesehen — wie du aus der Stadt kommst und die Mütze abnimmst, blicke ich hin, da ist dein Kopf ganz grau.

Aleksjonow lachte.

Nun, das bedeutet Gewinn. Gib acht — wenn ich gute Geschäfte mache, bringe ich dir prächtige Geschenke mit. Und er verabschiedete sich von seiner Familie und fuhr fort.

Auf halbem Wege traf er einen bekannten Kaufmann und blieb mit ihm zusammen über Nacht. Sie tranken ihren Tee zusammen und legten sich in zwei Zimmern nebeneinander schlafen. Aleksjonow schlief nicht gern lange; er wachte mitten in der Nacht auf, weckte, um in der kühlen Morgenluft zu fahren, den Fuhrmann und hieß ihn anspannen. Dann trat

er in die Bauernstube, rechnete mit dem Wirt ab und fuhr weiter.

Nachdem er vierzig Werst gefahren war, machte er wieder Kasten zum Füttern, ruhte im Flur der Herberge aus, ging zum Mittagessen die Treppe hinauf und ließ sich den Samowar bringen; dann holte er seine Gitarre hervor und begann zu spielen. Plötzlich kommt ein Dreigespann mit Schellen auf den Hof gefahren, aus dem Wagen steigt ein Beamter mit zwei Soldaten, tritt zu Aleksjonow und fragt, wer er sei und woher er käme? Aleksjonow gibt auf alles Antwort und fragt: ob sie nicht mit ihm Tee trinken wollen? Aber der Beamte dringt weiter mit Fragen in ihn: wo er die letzte Nacht zugebracht? ob allein, oder mit einem Kaufmann? ob er den Kaufmann am Morgen gesehen habe? warum er frühmorgens vom Hofe weggefahren sei? — Aleksjonow wunderte sich, warum man ihn nach alledem fragte, gab aber auf alles genau Antwort und meinte: Was fragt Ihr mich so aus? Ich bin kein Dieb und Räuber, fahre in eigenen Angelegenheiten, Ihr habt mich nichts zu fragen.

Da rief der Beamte die Soldaten und sagte:

Ich bin der Kreisrichter und frage dich deswegen, weil dem Kaufmann, mit dem du letzte Nacht zusammen gewesen, der Hals abgeschnitten ist. Zeig deine Sachen, und ihr durchsucht ihn.

Man ging in's Haus, nahm Koffer und Reisefack und begann sie aufzuschneiden und zu durchsuchen. Plötzlich zog der Kreisrichter aus dem Sack ein Messer hervor und rief:

Wessen Messer ist das?

Aleksjonow blickt hin, sieht — wie man ein